

# In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 223

Posen, den 28. September 1929

3. Jahrg.

## Der Falschspieler

ROMAN  
VON  
KATE  
LUBOWSKI

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER-WERDAU IN SACHSEN

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Verantwortung? Ich bürde dir doch ganz gewiß keine auf. Und weshalb tuft du es? Du behauptest mit Vorliebe, eine moderne Mutter zu sein. Keine Ahnung. Solltest mal die wirklich modernen Berliner Mütter kennenlernen. Die sind — der Zeit angemessen — höllisch praktisch geworden. Das Leben kostet entsetzlich viel, nicht? Bedenke bloß mal allein dies Paar Strümpfe. Freilich ist die Farbe nicht gerade verbreitet. Aber ich konnte doch zu den süßen, grünen Schuhen nicht gut andere tragen. Bitte!“ und hier hielt sie das schlanke Bein fast kerzengerade weggestreckt, „zweiundzwanzig Mark. Viermal an... und schirre hin. Unwiderbringlich. Dreißig Paar, von mir abgetragen, hat vor der Abreise das gute Herminchen bezogen. Wenn ich nun einen Gemahl, denn ein Fürst ist doch ein Gemahl und kein Mann, kriegen könnte, der das nur natürlich oder standesgemäß findet, ja, der sich nicht mal um solche und ähnliche Vapallien bekümmern würde, während der andere, plötzlich kleinbürgerlich Gewordene vielleicht plant, um von Papa, der ihn doch gewiß dauernd geschuhriegelt hat, freizukommen, einen Butter- oder Käsehandel aufzutun, bloß weil er richtig schuften muß und auch für meine künftige Beschäftigung ausreichend gesorgt hat...“ Atemlos hielt sie inne, immer noch ihre zierlichen Füße und die auffallend langen, schlanken Beine verliebt betrachtend.

„Du übertreibst wieder einmal,“ seufzte Frau Krumbholz elegisch. „Das Maßhalten ist dir versagt. Ich sehe schon ein, daß alles anders geworden ist. An ganz nüchternen Dingen versuche ich mir das immer wieder klar zu machen. Wenn jetzt ein rotgestempelter, guter, alter Eintausendmarkschein nichts mehr gilt... nun ja... da müssen wir Alten sogar an unseren festgewurzelten und teilweise angeborenen Ansichten irre werden.“

„Siehst du wohl,“ triumphtierte Anita. „Du näherst dich endlich der richtigen Erkenntnis. Alles, was einst wertvoll war, ist heutzutage eine Bagatelle, über die man gar nicht erst redet. Ein Nichts, an das kein vernünftiger Mensch tippt. Denke doch nur an die netten Wochen des vorigen Jahres in Westerland. Saßest du schließlich nicht höchst persönlich dabei, als ich gleich allen anderen — mit den bekannten Herren nach dem Bade stundenlang, nicht besonders weit von ihnen entfernt — in der Sonne lag? — Fandest du die neuen Tänze nicht zum mindesten humorvoll? Warst du nicht über meinen Charleston mit dem langen Rennreiter geradezu entzückt. Ich habe mit eigenen Ohren gehört, wie du den Text nachsummtest:

Ich tanze Charleston,  
Du tanzt Charleston,  
Er tanzt Charleston...“

Ein bißel blöd, ich gesteh es zu. Aber doch abscheulich süß. Muschi... Und trägt deine gräßliche Jugendfreundin — die Luderitz — nicht ein Röschchen, das ihre schiefgewackelten Knie zeigt? Bitte... habe ich in einem einzigen Punkt übertrieben?“

„Aber ein anständiges junges Mädchen darf darum doch noch nicht ihren Verlobten beliebig wechseln. Selbst einer Toilette gegenüber beweist die wirkliche Dame, hat sie sie erst der Modistin abgenommen, einigen Konservatismus.“

„Armes Muschi, jetzt widerlegst du dich sogar selbst! Hast du dein lila Samtkleid — ausdrücklich angenommen und...“ — nachdem nicht ein halbes Duzendmal umändern

lassen, ehe du es einmal trugst? Und erst dein neuer Pelz. Bieviele Nachmittage war Herminchen mit ihm unterwegs. Viermal mindestens hast du den neuen Pullover umgewechselt. Nun, auch ich gedenke nur solange die Kavaliere zu tauschen, bis ich mir etwas Passendes und auch zu Gesicht und Charakter Stehendes erwischt habe. Aber... aber... du solltest jetzt schon lange ruhen. Dies hat der Geheimrat gleichfalls und mit Recht befohlen.“

Frau Adelheid Krumbholz sah sehr abgespannt aus. „Ja, ja, ich werde mich auch sofort niederlegen. Mir ist, seitdem ich hier bin, eigentlich noch keinen Tag ganz wohl gewesen. Ein lähmendes Gefühl von Druck oder Schmerz quält mich.“

„Armes, kleines Muschi... müde bist du. Das heutige, sonst herrliche Essen war nichts für dein Schnäbelchen. Komme ich in ungefähr drei Stunden wieder zurück, wirst du dich ganz munter geschlafen haben. Dann nehmen wir auf der Terrasse unseren Mokka. Das wird fein, nicht?“

„Du gehst also doch, trotz meiner Warnung?“

„Du sollst sehen, Muschi, wie bald du mich deswegen beloben wirst!“

Sprach's, knigte tief und gravitatisch, schulterte mit einem allerliebsten, kindlich übermütigen Lachen den Tennisschläger und entwand.

Als sie durch den dufterfüllten Tag, an den zahlreichen, herrlich blühenden Vorgärten der jetzt auch wieder äußerlich vor Sauberkeit blitzenden Villen und Pensionshäusern vorüber, dahinschritt, fiel die letzte Hemmung von ihr ab. Solange hatte ein geheimer, ihr unerklärlicher Widerstand gegen dies Zusammentreffen mit ihrem neuesten Verehrer bestanden. Jedoch der seit langem lebendige, leidenschaftliche Wunsch, sich sowohl für die durch Kerst erfahrene Vernachlässigung als jetzt für seinen Brief zu rächen, entseffelte sie. Natürlich würde sie diesmal zurückhaltender sein als sonst.

In der Ferne meldete eine Uhr die vierte Nachmittagsstunde. Anita hatte also reichlich Zeit. Wenige Schritte weiter lebte die Gräfin Luderitz in einer Pension. Wenn sie schleunigst ein paar Blumen erstände und gelegentlich ihrer Ueberreichung allerlei über den Fürsten in Erfahrung brachte, denn der Wappenstein genügte ihr doch nicht ganz zur Befriedigung ihrer Wißbegier.

Die Gräfin hatte sehr gut gespeist und befand sich deshalb in ausgezeichnete Laune. Ihre kräftig gebogene Nase erschnupperte förmlich den Zweck von Anita Krumbholz' Besuch.

„Ah, du hast dich also damit sozusagen „gesund“ geschrieben, Anitachen,“ lächelte sie auf den Tennisschläger herab. „Ergähle doch, wie diese sonst übertrieben erflußige Durchlaucht — übrigens das Urbild kühner, sieghafter Männlichkeit — sich zu dir herabgelassen hat.“

Die Schlaue erriet also alles. Das war in diesem Falle umso besser, weil es jeden diplomatischen Vertuschungsversuch überflüssig machte.

Anita Krumbholz bemühte sich, lediglich ein möglichst kühles Gesicht zu machen. Daneben reizte es sie, die Gräfin zu ärgern.

„Ach, Tante Gräfin, ich glaube gar nicht, daß er wirklich ein Fürst ist.“

Empört fuhr die hagere Gestalt in dem jugendlich geschnittenen Gewand aus pfirsichfarbener Seide auf.

„Habe ich es nicht gesagt. Ich, die nur spricht, was sie verantworten kann!“

„Ja, aber woher wollen Sie es denn mit allen Einzelheiten wissen, Tanten? Augenscheinlich wohnt der Fürst außerhalb Wiesbadens.“

„Allerdings verschmäht er das Hotel- und Pensionsgetriebe. Der Mann will seine Ruhe haben. In dieser Beziehung ist Wiesbaden eine Kleinstadt. Hätte er etwa im Nassauischen Hof Wohnung genommen, würde er auf Schritt und Tritt beobachtet, besonders, sobald durchgesickert wäre, daß er hier eine passende Lebensgefährtin suchen will.“

„Und dies alles hat er Ihnen anvertraut,“ wunderte sich Anita mit einem leicht spöttischen Unterton bei äußerlich durchaus ehrerbietiger Haltung.

„Wieso mir anvertraut? Wie meinst du das?“

„Woher wüßten Sie denn sonst so prachtwoll über ihn Bescheid, Tante Gräfin?“

„Ich habe vor einer Woche einen Spaziergang zu einer reizenden Villa in der Nähe gemacht . . . du kennst sie übrigens auch. Sie ist dem Stil der alten, verträumt wirkenden Rothenburger Häuser nachgebildet. Die Besitzer sind auf Reisen und haben sie dem Fürsten für den ganzen Sommer vermietet. Im Erdgeschoß sitzt ein alter, etwas wunderlicher und zudem fast tauber Hauswart. Den habe ich mit Tabak und Alkohol redselig zu machen verstanden. — Meine Fragen habe ich ihm freilich aufschreiben müssen. Das hindert ja aber an der Deutlichkeit seiner Antworten nichts. Der Fürst blitzt, berichtigt er mir, sei zwar ein hochnobler Herr, der mit dem Geld nicht knauser . . . aber ein menschenfeindlicher und in vielen Dingen absonderlicher Kauz dazu . . . der zur Bedingung für seinen Einzug gemacht habe, daß sein Intognito auf das Strengste gewahrt bleibe. Das wurde nun freilich nur sehr unvollkommen erreicht. Gelegentliche Besuche, so der des Fürsten Begleiten und des jüngeren Lippe-Siegstein — das Wappen am Auto — die Post unter des Fürsten richtiger Adresse wären längst aufgefallen. Als Bedienung hat er nur einen sehr schweigmäxigen Diener, dem Durchlaucht offensichtlich als einzigen restlos vertraue.“

„Seltsam,“ lächelte Anita Krumbholz und gab den angestrebten Zug, der ihre vollen Lippen umspielte, nicht auf. „Vielleicht stimmt aber doch irgend etwas nicht mit seiner Echtheit.“

Die Gräfin bekam ihren roten Aergersfleck am Hals, den weder Puder noch Creme zu verdecken vermochten.

„Wenn man selbst aus alter, vornehmer Familie stammt, hat man noch außerdem ein zuverlässiges Auge für Rasse und Familie.“

Anita Krumbholz sah ein, daß sie die Gräfin gerade jetzt nicht erzürnen durfte. Sie küßte ihr deshalb mit schelmischer Unterwürfigkeit, abtüttelnd, die willig überlassene Rechte.

„Sie müssen halt immer wieder ein bißchen Nachsicht mit der Anita Krumbholz haben. Tante Gräfin.“ schmeichelte sie zerknirsch.

Die Gräfin zeigte sich denn auch schnell wieder veröhnt. Sie konnte die gelegentlichen Zuwendungen und längeren Einladungen von seiten der reichen Jugendfreundin zudem nicht entbehren, ohne sich unwillkommene Beschränkungen in ihrer Lebenshaltung aufzuerlegen. Auch litt sie, trotz der Edelrasse ihrer Vorfahren, an einer krankhaften Neugier, die zu befriedigen sich jetzt Anita, soweit sie das für angemessen hielt, beeilte.

„Er hat mich nämlich zuerst verkannt, Ihr Fürst,“ gestand sie lachend. „Es war zum Totschaden. Sein totornstes, schmales, raffiges Gesicht überflog ein deutlich sichtbarer Blitz, als er das erstemal — vor zwei Tagen — auf mich mit der Frage zutrat: „Gräfin Marinka, nicht wahr?“ — Da mußte ich lachen, ob ich wollte oder nicht. Zu komisch! Ein anderer, weniger aristokratisch ausschauender Herr hatte nämlich vor kaum fünf Minuten von mir wissen wollen, ob ich vielleicht d's Bolshi aus Tuzig wär.“

„Solch ein Prolet,“ entrüstete sich die Gräfin.

„Ein Fürst war's gerade nicht. Immerhin ein angenehm genährt aussehender Gutsbesitzer aus der Nähe von München. Nachher hat er höchst fidel mit uns gelacht.“

„Da haben sich wohl sämtliche Kurgäste, die herumstanden, dabei beteiligt?“ forschte die Gräfin spitz.

„Das stimmt nicht, Tante Gräfin. Aber der Fürst hat so herzlich gelacht, wie ich ihm das bei seiner sonstigen Ernsthaftigkeit nie zugetraut hätte. Und ordentlich lieb hat er dabei ausgesehen.“

„Und dann hast du wohl deinen wahren Namen genannt,“ argwöhnte die Gräfin.

„Ist mir nicht eingefallen. Wie wäre ich dazu gekommen? Man ist doch nicht aus Körlinchen an der Persante. Hatte er sich mir vielleicht vorgestellt? Was ging mich zuerst an, wie er hieß oder was er trieb? Nachher hätt' ich's freilich gern gewußt.“

„Was war denn inzwischen geschehen?“

„Eigentlich nichts. Wir hatten miteinander geplaudert. So recht harmlos, wissen Sie. Nicht gerade vom Wetter und der Brunnenparade, aber auch nicht von Doktor Bornofos Verjüngungsmethode, die übrigens schon wieder veraltet sein soll oder von Paneuropa, dem bei unserem Table d'hôte üblichen Unterhaltungstoff. Von Berlin und was man da halt tut und nicht tut, wenn man feich und gesund ist und das nötige Kleingeld hat.“

„Darüber hast du ihn natürlich belehrt und er hat andächtig oder gelangweilt zugehört, nicht wahr?“

„O nein! Der weiß besser Bescheid als ich! Ich habe ja noch nicht einmal ein Rennen auf der Aous mitgemacht. Schließlich, nur um ein anderes Thema aufzubringen und ihn noch etwas zu halten, habe ich gefragt, ob er Tennis spiele. Alsdann ist die Partie jetzt präzise fünf Uhr verabredet. Nachher habe ich natürlich wissen wollen: mit wem. In Berlin sage man das vorher.“

„Nun . . . und da hat er dir einen Decknamen angegeben?“

„Da würde ich jetzt nicht zum Tennis gehen. Das können Sie mir glauben. Verlegen, sehr verlegen ist er gewesen. Und das hat ihm wieder so gut gestanden. Dazu wäre er leider nicht willig, hat er alsdann gesagt und dabei geseufzt. Aber ich sollte deswegen nicht gering von ihm denken. Er sei ein ehrlicher Mensch und begehe bei dem Verschweigen seines Namens keinerlei Unrecht. Länger als höchstens zehn Tage bleibe er nicht mehr hier. Wären sie zu Ende, würde ich seinen wahren Namen aus seinem Munde erfahren oder . . . auch nicht. Er wünschte aber schon heute, daß er frei herausreden dürfe.“

„Nun, verlangst du wirklich noch andere Beweise für die Richtigkeit meiner Erzählung? Es ist klar. Du gefällst ihm, aber er will dich und wohl auch sich selbst erst prüfen. Vielleicht hat er schwere Enttäuschungen in punkto Liebe erfahren müssen, ist nur um Rang und Besitz erhört worden . . . und hat bei solcher Einsicht Schluß gemacht.“

„Nehmen wir es an, Tante.“

„Ja, und was sagt denn nun deine Mutter dazu, Anita?“

„Den ganzen ausführlichen und wahrheitsgemäßen Her- gang, wie Sie ihn jetzt kennen, habe ich ihr natürlich nicht gebeichtet. Das Notwendigste weiß sie aber. Sie war gegen dies Treffen zum Tennis, weil ich doch noch verlobt bin.“

Die letzten Worte überhörte die Gräfin geflissentlich.

„Ich verstehe die gute Adelsheid in der letzten Zeit so gar nicht mehr,“ sagte sie mehr zu sich als zu Anita.

„Seitdem sie hier ist, finde ich sie unbegreiflich erregt,“ klagte Anita.

„Was sagt der Arzt dazu?“

„Der ist sehr wortkarg und streng, seitdem sie vorgestern zweimal ihren Anfall hatte.“

„Was für einen Anfall? Davon hat sie mir kein Wort gesagt.“

„Vielleicht nennt man diese Schwäche, der eine Ohnmacht folgt, medizinisch auch anders. Ruth bestimmt. Muschi liegt alsdann wohl eine Viertelstunde starr und bleich da. Heute fühlt sie sich besonders schlecht.“

„Ich beabsichtigte sie nachher ohnehin zum Kurkonzert abzuholen. Das wird sie zerstreuen. Musik erheitert stets.“

Anita Krumbholz machte ihr demütigstes Gesicht.

„Wollen Sie mir bei dieser Gelegenheit einen sehr großen Gefallen tun, Tante Gräfin?“

„Ich errate deinen Wunsch, kleine Anita. Ich soll Mama wegen des Fürsten beruhigen. Ist's nicht so?“

„Muschi vertraut ihrem Taktgefühl und Scharfsinn jetzt genau wie früher,“ schmeichelte Anita und erwarb dadurch in dieser Angelegenheit eine fortan stets bereite Helferin.

(Fortsetzung folgt.)

ROMAN  
VON  
WOLFGANG MARKEN  
**UM  
EVA  
WILDES  
ERBE**  
URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU SA.

Ist jetzt in Buchform vorrätig.

Out ausgestattet auf holzfreies  
Papier gedruckt. Preis 6.60 zł,  
in Leinen gebunden 9.90 zł.

Zu beziehen durch die Concordia-  
Buchhandlung, Poznań, Zwierzyniecka 6.

# Achtung! Achtung! Welle X treibt Motor

Beleuchte, backe, brate, koche und schweize mit Radio!

Von Josef Oswald.

Als vor kaum dreißig Jahren der fahle Schimmer der Gasglühlampen dem warmen Lichte der ersten elektrischen Birnen zu weichen begann, ahnte niemand, daß damit ein Zauberlehrling, noch aus der Schule des vorigen Jahrhunderts, eine Quelle erschlossen hatte, die innerhalb einiger Jahrzehnte zu einem Strome anwachsen sollte, dessen unheimliche Kraft und reizende Schnelligkeit nun das Triebrad der ganzen Welt dreht. Und der kleine Mensch, den ein Millionstel dieser Kraft im Bruchteil einer Sekunde zu töten imstande ist, steht mit nüchternen Sinnen am Schaltbrett und zwingt mit fester Hand den verheerenden Blitz in den Dienst der Erde. Jules Vernes Phantasien, die ein gut Stück seiner Zeit vorausseilten, können beim Betrachten des heute wirklich Erreichten nur noch belächelt werden. Selbst dieser begabte Lügnerzähler konnte sich kein Tempo träumen, wie es heute von Pol zu Pol jagt. Von Eis und Nacht umschlossen öffnen sich dem Forscher in der Arktis die Augen, wenn er sich vor seinen Fernsehapparat begibt, und mühelos blickt er auf das Tun seines Rivalen in der Antarktis. Ein Druck auf einen Knopf, und der Aether leiht ihm auch die Stimme, die den Kollegen auf der anderen Seite erreicht und mit ihm die Arbeitsergebnisse der letzten Tage austauscht.

Das „Nichts bewundern“ der Alten erfährt erst heute seine volle Bedeutung, da im wahrsten Sinne des Wortes fast täglich Wunder geschehen, die niemanden länger als einen Tag erregen, da die Sensation von heute die von gestern ablöst. Die Selbstverständlichkeit, mit welcher der moderne Mensch die Entwicklung unserer Tage aufnimmt, ist eine Art instinktiven Selbstschutzes, weil vielleicht das menschliche Hirn fassungslos wäre, wenn es mit einem Male die Schnelligkeit wahrnehmen würde, mit welcher wir uns in die Zukunft bewegen, und die schon fast mit der menschlichen Phantasie Schritt hält.

## Vor 730 Tagen.

Das Aufklappen der Bogenlampen beleuchtete die ersten flüchtigen Experimente der drahtlosen Telegraphie, und kaum gedacht, unterhält sich und läßt sich die ganze Welt mit Hilfe der Aetherwellen unterhalten. Vor zwei Jahren noch hatte niemand vorausgesehen, daß der sagenhafte Kristall Indiens, mit dem man über jede Entfernung blicken kann, heute nur ein profanes Instrument ist, das bald jeder ohne Dank und langes Staunen in seinen Besitz nehmen wird. Wenn wir in den Witzblättern um 730 Tage zurückblättern, stoßen wir auf die Karikaturen, welche die damals auftauchenden Möglichkeiten des Fernsehens glossierten, trotzdem zu gleicher Zeit der erste Bildapparat im Laboratorium der General Electric Company in Schenectady die ersten gelungenen Bildübertragungen lieferte.

## Auge und Ohr im Aether.

Wenn auch die Technik schon vor einiger Zeit bewiesen hat, daß sie auf die Kultur der Menschheit bestimmend einwirkt, so bietet sich uns heute doch wieder ein verändertes Bild, wenn wir die in den letzten Jahren erworbenen Hilfsmittel mit ihren noch kaum begrenzten Möglichkeiten betrachten. Drahtlos wird täglich für die drahtlose Uebermittlung von Theater und Film Propaganda gemacht, und was uns heute noch durch seine Unvollkommenheit verstimmt, wird uns in wenigen Jahren durch seine Vollendung entzücken. Die Millionen Ohren Europas werden den Tritt marschierender Armeen in Asien hören und die ungezählten Augen der alten Welt werden die Gesichter der neuen Welt mit eigenen Augen verfolgen können. Die elektrische Welle springt über unser Jahrhundert und formt es wie der Bach den Kiesel.

## Licht ohne Leitung.

Vor Tagen noch Zweifler von Beruf, glauben wir heute schon bedingungslos alles, was uns an Zukunftsperspektiven eröffnet wird, und ehe wir noch Zeit gefunden haben, den technischen Fortschritt von heute zu bewundern, fragen wir schon, was uns morgen aufgesetzt werden kann. Und die Diagnose für den nächsten Tag ist bereits gestellt. Vor dem ungeheuren Ansturm der elektrischen Energien beginnt der Draht zu schmelzen und überflüssig zu werden. Die Arbeit der Wissenschaft gilt bereits dem Problem, die Uebertragung elektrischer Kraft so weit von dem Draht unabhängig zu machen, daß sogar der drahtlose Betrieb von Starkstrom- und Schwachstrommaschinen und das drahtlose Licht Wirklichkeit werden kann. Es scheint, daß die Welt

## in einer zweiten Schöpfungsära

noch einmal geschaffen werden soll.

Aber was eben noch Problem war, verdichtet sich bei dem modernen Tempo in nächsten Augenblick zum greifbaren Ergebnis. Wieder ist es die Hexenküche von Schenectady, die uns mit aussichtsreichen Zauberunterschieden überrascht, die eine nicht abzusehende praktische Wirkung haben werden. Es zwingt

uns fast ein Lächeln ab, wenn wir hören, wie spielerisch sich die neuesten Errungenschaften der Elektrizität unserem Auge demonstrieren, und so werden wir im ersten Augenblick fast über die Tragweite dieser Versuche hinweggetäuscht. Dieser Geburtsraum einer neuen technischen und wirtschaftlichen Ordnung wird von einer gewöhnlichen elektrischen Glühlampe erhellt, ohne daß diese mit irgend einer Leitung verbunden ist, in einer frei im Raum aufgehängten Glasröhre siedet eine Wurst, durch bestimmte Vorrichtungen werden Speisen gekaut, Wasser wird gekocht, Spiegeleier braten in einer Glasröhre, ein Apfel wird an einer Drahtantenne geröstet, und nirgends ist eine sichtbare Wärmequelle zu erkennen. Noch eine ganz besondere Sehenswürdigkeit wird an diesem Orte geboten, die auch den skeptischsten Zuschauer verblüfft. Auf einer Metallstange wird, wie aus dem Nichts, ein elektrischer Lichtbogen hervorgezaubert, der mit der Energie von Tausenden Volt mit einem Sprühregen von Metallfunken in kürzester Zeit die Stange wie eine Kerze schmilzt. Auf unsere fassungslosen Fragen werden unsere Augen von den Schöpfern dieser Wunderdinge endlich auf eine völlig harmlos tuende sechzig Zentimeter hohe und fünfzehn Zentimeter breite Röhre gelenkt, die an den Vorgängen scheinbar gänzlich unbeteiligt irgendwo im Raume steht. So weit wie die Versuche zurzeit gediehen sind, beherrschen ihre Energien nur den Umkreis von sechs Metern, aber mit zwanzig Pferdekraften vergewaltigen sie die Dinge, die ihren Willen ausgeübt werden.

Noch stehen Sender und Empfänger in Schenectady in einem Raum, aber wie wir bereit sind zu glauben, werden die Apparate über Länder und Meere auseinandergerückt werden können, und ihre Wellen werden alles übersfluten. Ueber die alte Erde bricht die Dämmerung, und in Aetherwellen erlebt sie eine neue Welt ihre Geburt.

## Eine neue Methode, alt zu werden.

Nachdem sich Ärzte und Reklamebroschüren lange genug mit dem Thema: „Wie bleibe ich jung und schön?“ beschäftigt haben, entdecken sie ein neues Rezept, alt zu werden. Ein Rezept, das diesmal nichts mit Affendrüsen, auch nichts mit Antialkoholismus oder lebensverlängernden Nervenmitteln — die übrigens im allgemeinen nicht das Leben der Patienten, sondern das der Fabrikanten verlängern — zu tun hat.

Ein bekannter Berliner Arzt, Professor Fürbringer, der selbst achtzig Jahre alt geworden ist, hat im Laufe seines langen arbeitsreichen Lebens diese Methode entdeckt: Man soll sich im Alter möglichst noch weniger gehen lassen als in der Jugend. Man soll sich durchaus nicht schonen; denn je weniger die Muskeln angestrengt werden, desto leichter verfallen sie. Es ist also rasam, viel Sport zu treiben und zu wandern; besonders Schwimmen, Radfahren, Schlittschuhlaufen und Reiten sichert ein langes Leben. Magere Menschen leben bedeutend länger als dicke. Also die schlante Linie ist durchaus keine Modeforheit!

Und mit besonderer Betonung jagt Professor Fürbringer: Vor allen Dingen — gute Laune verlängert das Leben.

Ein wichtiges Mittel ist natürlich, den Geist frisch und aktiv zu erhalten. Es ist seiner Meinung nach aber ganz falsch, sich stundenlang in eine Arbeit zu verbeissen. Eine intensive kurze Arbeit, der eine andere folgt, schafft Besseres und ermüdet Geist und Körper weniger als lange gleichmäßige Arbeit. Deshalb ist es ganz falsch, mechanische Arbeit — zum Beispiel die fabrikmäßige, als besonders leicht anzusehen. Es ist viel erschöpfender und nervenaufreibender, viele Stunden hintereinander dieselben Handgriffe zu tun, auch wenn sie keine besondere Anstrengung von Geist und Körper erfordern, als eine vielseitige Arbeit auszuführen. Und je mehr Maschinen gebraucht werden, je mehr die Arbeit sich mechanisiert, desto mehr Menschen werden sich mit dieser Art Arbeit beschäftigen müssen. Eine gewaltsame Amerikanisierung, die viele Arbeitgeber anstreben, ist durchaus nicht zu begrüßen.

Denn gerade in den amerikanischen Fabriken ist diese Methode ganz besonders stark durchgeführt. Professor Fürbringer hat mit seinem Rezept eine nicht nur lebensverlängernde, sondern lebenswichtige Frage angeschnitten. Nur den meisten modernen Menschen ist es bei dem Tempo, mit dem sie Geld verdienen wollen und müssen, ziemlich unangenehm und unbequem zu hören, daß vernünftige Arbeitseinteilung, mäßiges Essen und Sport für sie wichtiger ist als künstliche Nervenpräparate.

## 33 Jahre wegen Taschendiebstahls im Gefängnis.

Das Wort Taschendieb hat eigentlich einen ziemlich harmlosen Klang. Es erinnert beinahe an „Taschenpieler“ oder

„Zauberünstler“. Taschendiebstahl ist zwar kein bürgerlicher Beruf; aber man würde ihn kaum als direktes Verbrechen betrachten. 33 Jahre Gefängnis dagegen bringt man immerhin mit etwas ganz Entsetzlichem in Verbindung. Es ist die Strafe für Mörder und Schwerverbrecher. Aus Hannover wird berichtet, daß der 57 Jahre alte Heinrich Augenbraun, der von Beruf Ronditor ist — was gibt es Friedlicheres und Sympathischeres? — im ganzen 23 Jahre seines Lebens im Zuchthaus, zehn im Gefängnis zugebracht hat und jetzt wieder zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist. Und das alles wegen Taschendiebstahls. Dieser Mann war so unverbesserlich, daß er, sowie er aus dem Gefängnis entlassen war, diesen strafbaren Sport von neuem begann. Wenn man bedenkt, wie sehr man sich um Milderung in der Bestrafung von Mördern und Schwerverbrechern bemüht, erscheint diese Strafe unverständlich hart. Und — sollte dieser unaufhörliche Taschendiebstahl seinen Grund in Not oder Kleptomanie haben — man müßte doch in unserer Zeit Mittel haben, einen Menschen von dieser durchaus krankhaft wirkenden Erscheinung zu befreien, ohne ihn für über die Hälfte seines Lebens der Freiheit zu berauben.

## Lilian Harveys neues Gesicht.

Von Wilhelm Thiele.

Ein kleines Erlebnis zuvor.

Eines Abends ging ich, müde von harter Arbeiterarbeit, in ein Restaurant im Westen Berlins. Ein Balalaika-Orchester spielte schwermütige Weisen. Ich saß da und dachte an alles und nichts. Ein blondes kleines Mädchen kam herein, setzte sich an einen der Tische mir gegenüber. Lange hatte ich Gelegenheit, sie zu beobachten, und ihre großen traurigen Augen interessierten mich. Denn das Mädchen



Wilhelm Thiele, der Regisseur des neuen Lilian-Harvey-Films der Ufa „Adieu Mascotte“ (Phot. Ufa.)

hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit Lilian Harvey. In diesem Abend hatte ich die Idee zum Film „Adieu, Mascotte“. Durch das kleine Mädchen kam ich zu der Erkenntnis, daß die ihr so ähnliche Lilian Harvey nicht nur die Schwankfourette sei, als die man sie bisher kannte; daß sie nicht nur Mäulchen ziehen und Kulleraugen machen, nicht nur lustig lächeln sondern vor allem schmerzhaft lächeln konnte. Ich sah in ihr das Rührende, das Tragisch-Ergreifende, Mitleid-Erweckende. Im Geiste inszenierte ich mit ihr Halbes „Jugend“. Und Pippa tanzt“, sah vor mir das Rauteleiden der „Versunkenen Glode“.

Der Film „Adieu, Mascotte“ mit Lilian Harvey in der Titelrolle kam zustande. Ich inszenierte ihn für die Ufa. Der Film ist ein Lustspiel; aber es ist meine feste Überzeugung, daß keine Komödie lustig sein kann, wenn in ihr nicht von Zeit zu Zeit ein trauriger, vielleicht sogar tragischer Ton durchklingt. Deshalb habe ich in „Adieu, Mascotte“ versucht, dem Lustspielstar Lilian Harvey ein neues Gesicht zu geben. Sie spielt die Tragödie eines kleinen Menschenherzens, sie spielt die herbste Enttäuschung, den Verlust eines Mannes, den sie liebt und von dem sie glaubt geliebt zu sein. Die Arbeit mit ihr hat mir viel Freude gemacht, und nach den letzten Erfahrungen halte ich Lilian Harveys den kleinen, blonden Lustspielstar des deutschen Films, für fähig und würdig eines streng dramatischen Stoffes. In „Adieu Mascotte“ habe ich nun zum ersten Male versucht, Lilian Harvey ein neues Gesicht zu geben. Sie hatte in diesem Film eine große schauspielerische Aufgabe zu lösen, die sie von unbekümmertster Fröhlichkeit zu echter Tragik führte. Uebrigens hat die Filmzensur Lilian Harveys neues Gesicht eingehend geprüft. Der Film hat die Feuer- taufe dreier Verbote bestanden. Dann ist er allerdings mit lediglich einer Titelländerung freigegeben worden, so daß Lilian Harveys neues Gesicht von der Zensur nicht allzu stark umgeschminkt wurde.

In einem amerikanischen Badeort ist der neueste Sport, Wettrennen von Schildkröten zu veranstalten. Die Schildkröten werden durch verschiedenfarbige Fähnchen gekennzeichnet, die jungen Damen huldigen diesem Sport sehr eifrig; es werden Preise für die Siegerin ausgesetzt, außerdem werden eifrig Zuschauerketten abgeschlossen.

## 70 Jahre Erdölgewinnung.

Der Entdecker in Armut gestorben.

Im August waren es 70 Jahre, seit Colonel Drake in Pennsylvania die erste Petroleumquelle anbohrte. Schon lange vor dieser Zeit war bekannt, daß in Neu-England Delquellen vorhanden waren, deren Del von den Medizinmännern der Indianer gegen verschiedene Krankheiten gebraucht wurde. Zu Beginn der 50er Jahre gelang es einem englischen Chemiker, James Young, Erdöl zu destillieren und damit ein hervorragendes Leuchtöl herzustellen. Drake gelang es, unter Zugrundelegung des bereits jahrhundertlang in China bekannten Prinzips des artesischen Brunnens Erdöl zu bohren. Nach langen Vorbereitungen und dreimonatiger Arbeit an der Bohrstelle erreichte Drake in einer Tiefe von 69—72 Fuß Petroleum. Eine dunkelgraue Masse schoß aus der Bohrröhre: das erste Erdöl war erbohrt.

Der Petroleumschacht lieferte 35 Gallonen Del stündlich. In unglaublich kurzer Zeit wurde nach dem Bekanntwerden von Drakes Erfolg das Oil-Creek-Gebiet in Pennsylvania von Petroleumsuchern überschwemmt. Wie Pilze wuchsen die Bohrtürme aus der Erde. Wie so vielen Erfindern und Entdeckern blieb Drake der Erfolg seiner Arbeit versagt. Er ist in Armut gestorben. Andere schöpften ungeheure Gewinne aus seiner Entdeckung. Die Petroleumindustrie hat sich in dem kurzen Zeitraum weniger Jahrzehnte zu einer der mächtigsten der Welt entwickelt. Inzwischen hat die Wissenschaft, vornehmlich der schöpferische Geist deutscher Chemiker, der Betriebsstoffherzeugung neue Wege gewiesen. Die Zeit liegt nicht mehr allzu fern, in der infolge der allmählichen, durch den jetzigen Raubbau an den Petroleumvorräten der Erde beschleunigten Erschöpfung der Welterdölerreserven synthetische Erdölerzeugnisse in erfolgreichen Wettbewerb mit dem Naturprodukt treten werden.

## Fröhliche Ecke.

**Folgsam.** Schimmler ist nicht gerade in strahlender Laune beim Mittagessen. „Was hat's denn gegeben?“ fragte die Gattin.

„Besser Anton hat mich heute wieder mal im Geschäft besucht. Die alte Sache; er hat wieder mal nichts. Um hundert Mark hat er mich gebeten.“

„Du hast sie ihm hoffentlich nicht gegeben.“

„Doch. Was blieb mir denn anderes übrig? Er hat so gemurmelt.“

Frau Schimmler ist entsetzt über ihren Mann. „Schrecklich ist das mit dir! Hundert Mark will der Mensch haben, und gleich mußt du sie ihm geben. Du würdest das Geld viel lieber behalten, aber du kannst es ihm nicht abschlagen. Du hast keine Energie, du bist ein Watschlappen. Wenn ich das doch erleben könnte, daß du lernst, auch einmal nein zu sagen!“

Schimmler sagt gar nichts, beendet sein Mittagessen und will sich zu kurzer Ruhe zurückziehen. „Ach ja, Albert“, hält ihn die Gattin zurück, „ich will in die Stadt, ein paar Besorgungen machen. Gib mir doch mal hundert Mark!“

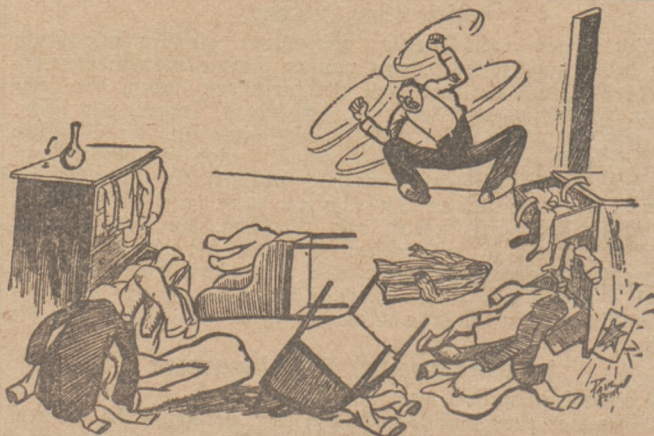
Da straft sich Schimmler. „Nein!“

(„Fliegende und Meggendorfer-Blätter“.)

**Schnellfüßig.** „Unglaublich, in zwanzig Minuten waren Sie mit dem ganzen Kunstmuseum durch? Soviel Zeit habe ich für ein einziges Bild gebraucht.“

„Na ja, Sie sind auch nicht so gut zu Fuß wie ich!“

(„Fliegende und Meggendorfer-Blätter“.)



## Humor des Auslands.

Sherlock Holmes, die weltberühmte Spürnase, sucht seinen Kragenknopf.